

Rhönrad

2. Das Lager

Es kam vor allem während meiner Soldatenzeit des öfteren vor, daß ich nachts während des Schlafs unwillkürlich meinen Arm unter den Kopf schob und mir auf diese Weise langsam das Blut abdrückte. Oft wachte ich von einem seltsamen Gefühl auf. Es war kein Gefühl von Schmerz. Eigentlich war es gar kein Gefühl, sondern eher das Fehlen eines Gefühls. Mein Arm, den ich mit den Fingern der anderen Hand mühsam bewegen und massieren mußte, war taub geworden und erst in dem Moment, in dem wieder das Blut in ihm zu fließen begann, kamen auch die ersten Schmerzen. Ein ähnliches Gefühl habe ich auch nach den Gleichstrombehandlungen. Ich liege auf dem Bett und langsam strömt etwas in mich zurück. Ein Wort. Ein Bild. Ein Gesicht. Aber was ist es, das mir den Schmerz verursacht?

Ich glaube, es in den letzten Wochen herausgefunden zu haben. Es ist die Wahrheit. In diesem einen winzigen Moment kann ich mich nicht, wie gern ich es auch möchte, um die Wahrheit herumdrücken. Ich muß mich fragen, was ist wahr und was nicht. Und es schmerzt mich, es überhaupt erst fragen zu müssen und nicht von vornherein zu wissen.

Mittlerweile halte ich das allgemeine Gerede von der Suche nach Wahrheit sogar für reine Heuchelei. Jeder außer mir besitzt die Wahrheit. Die Ärzte, die Pflegerinnen, Lorchen, meine Mutter, der Aal, die Stadt, selbst Hans. Denn die Wahrheit kann man nicht suchen. Sie ist in einem. Und nur ich habe sie verloren. Ich rede nur noch recht wenig. Gleichzeitig habe ich immer mehr Angst zu reden. Angst, Lorchen zu viel von mir zu erzählen. Zu viel Unnützes. Denn es ist alles unnütz, wenn man nicht im Besitz der Wahrheit ist.

In dem letzten Buch, das ich aus der privaten Leihbücherei neben der Heiligkreuz Gemeinde ausgeliehen habe, bricht ein armer Schuster noch vor dem ersten Weltkrieg auf, um nach Amerika zu gelangen. Er findet in sei-

ner Heimat keine Arbeit und allein auf die Bemerkung eines Unbekannten hin, die er im Vorübergehen aufschnappt und die besagt, daß man in Amerika an vielen Orten nicht wüßte, wie man richtige Schuhe macht, entschließt er sich, dorthin zu fahren und sein Können anzubieten. Er weiß nichts von Amerika. Er weiß nicht, wie er dorthin gelangen soll. Aber er trägt eine Wahrheit in sich. Und so geht er Schritt für Schritt auf seinem Weg vorwärts. Er erreicht sein Ziel nicht, findet aber auf seinem Weg eine Arbeit. Und darum ging es ihm letztlich. So ist er auf seine Art dennoch angekommen.

Ich habe Lorchen aus dem Buch vorgelesen. Sie hat gelacht und gemeint, das sei eine Geschichte für Kinder. Ich glaube nicht, daß Kinder so etwas verstehen können. Die Symbolik hinter all dem. Aber wenn Lorchen das sagt. Einfach so dahinsagt. Und dabei lacht. Sie wollte mir ja nichts Böses sagen. Im Besitz der Wahrheit hätte ich gewußt, ob sie recht hat oder nicht. Ohne Wahrheit weiß ich es nicht.

Ich liege da und sehe den Schuster eines nachts dicht an einer Häuserreihe entlangschleichen. Ein Auto kommt gegen die Fahrtrichtung angerast. Die Fenster sind heruntergekurbelt. Zwei SA-Männer schießen von der Rückbank auf ihn. Das steht natürlich nicht in dem Buch. Aber es ist das Bild, das mir einfällt. Und als ich dieses Bild das erste Mal sah und für mich beschrieb, so wie ich seit einiger Zeit immer noch einmal das genau wiederhole, was ich vor mir sehe oder denke, da erschrak ich.

Ich dachte: Ich muß aufpassen wegen der SA-Männer. Ich kann das nicht einfach so sagen. Wenn die das hören, bin ich dran. Ich hatte in dem Augenblick tatsächlich vergessen, daß es SA-Männer längst nicht mehr gibt.

Das Lager, in dem sich Hans befindet, muß so konstruiert sein, daß dort kein Teich oder etwas ähnliches vorhanden ist. Das ist das Allerwichtigste. Es muß Wasser geben, natürlich, Wasser zum Trinken, aber dieses Wasser darf sich nicht in Seen oder Tümpeln befinden. Es darf keinen Fischen Wohnraum geben. In Rußland könnten die Teiche zum Beispiel zugefroren sein, aber das wäre vielleicht nicht genug, um Lorchens Ekel vor dem Fisch zu überwinden. Besser ein heißes Gebiet. Eine Wüstenland-

schaft, in der man gar nicht auf die Idee kommt, an einen Fisch zu denken. Das Wasser wird in großen Tanks angeliefert. Es wird direkt aus tiefen Brunnen hochgepumpt. Es ist Grundwasser. Quellwasser. Kein Fisch lebt in einem Brunnen oder direkt an einer Quelle. Aber das erwähne ich nur, wenn Lorchen direkt danach fragt. Die Sonne brennt fürchterlich. Ja, man möchte es gar nicht meinen, weil es doch Rußland ist, aber Rußland ist nicht gleich Rußland. Rußland ist riesig. Rußland überschreitet vier Klimazonen. Selbst subtropisches... Nein, ich darf nicht übertreiben. Ich werde mich auf drei Klimazonen beschränken und diese unbestimmt belassen.

Lorchen fragt nicht nach. Lorchen ist seelig. Woher ich denn um alles in der Welt meine Informationen habe? Ein Kamerad. Zwischenstation im Lager von Hans gemacht. Geht ihnen gut dort. Ist auch bald wieder zurück. Ganz bestimmt. Hat mir eine Zeichnung mitgegeben. Einen Grundriß. Eine Zeichnung ist gut. Das lenkt sie ab. Sie wird die Skizze betrachten.

"Natürlich kannst du sie haben. Nimm sie ruhig mit." Sie läuft nach Hause, überglücklich. Sie hängt die Skizze über ihren wackligen Tisch an die Wand. Sie stellt zwei kleine Fläschchen Kakao davor. Sie schaut die Skizze an. Im Lampenschein. Sie lernt sie auswendig. Jede Baracke. Dort ein Exerzierplatz. Die Scheune für die Kohlrübenernte. Zuckerrüben vielleicht. Unbekannte Knollenfrüchte. Das einzige, was in diesem Boden gedeiht. Essen: immer Eintopf. Gar nicht mal schlecht, was die alles daraus machen können. Findig. Die Kreise mit den Stacheln, das sind übrigens die Riesenkakteen. Unvorstellbar. Über zwei Meter hoch. Die bräuchten eigentlich keine Zäune. Natürlich haben sie trotzdem Zäune. Maschendraht. Stacheldraht. Wachtürme. Schon bald wüßte Lorchen alles auswendig. Besser als ich. Besser als unser Kamerad. Kamerad Rainer. Rainer mit ai. Rainer Diebelsheim. Ist schon weiter zu seiner Mutter nach Süddeutschland. Nein, er hat mir alles erzählt. Schreiben? Ja natürlich. Ich schicke deinen Brief gern mit meinem mit. Es ist besser wegen Rainers Verlobten, wenn die eine Frauenhandschrift sieht. Sie ist empfindlich. Die lange Trennung. Das war schon schwer genug.

Ich behalte ein Duplikat von dem Plan zurück. Das darf ich nicht vergessen. Bald würde Lorchen selbst anfangen, die Skizze abzuzeichnen. Mit einem blauen Kopierstift. Eifrig, wie seit ihrer Kindheit nicht mehr. Jede Linie, ganz genau. "Hier schau mal, hab ich dir mitgebracht. Damit du auch einen hast."

"Na das ist aber... Hast du...? Toll...Wirklich. Und wie?"

Aber wieviel Mann sind in so einem Lager? Das dachte ich, als ich gestern nach der Behandlung so dalag. Und dann dachte ich: nimm doch einfach das Lager, in dem du warst. Das dachte ich. Aber in was für einem Lager war ich denn? Und: war ich überhaupt in einem Lager? Ich konnte mich, ehrlich gesagt, einfach nicht mehr daran erinnern. Für mich war der Krieg einfach zu schnell zu Ende. Viel zu schnell.

Ich komme nachts aus einem Schuhgeschäft und gehe die Straße hinunter. Ich bin gerade mal zwanzig Meter entfernt, als ein Auto hinter mir entlanggejagt kommt. Es fährt in die falsche Richtung. Ich höre wie geschossen wird. Eine Handgranate wird in das Schaufenster des Schuhgeschäfts geworfen. Wieder Schüsse. Das Auto fährt vorbei. Ich falle hin und bin getroffen. In der Schulter. So als hätte ich mich im letzten Moment zur Mauer gedreht. Der Schusterladen brennt. Frauen schreien. Männer. Kinder. Aber es ist niemand auf der Straße. Niemand kommt auf die Straße. Kann man nach hinten weg über die Höfe? Ich weiß es nicht. Es kommt keine Polizei. Es kommt keine Feuerwehr. Der Laden brennt aus.

Aber warum war für mich der Krieg anschließend vorbei? Schließlich war ich Soldat. Ich war an der Front. Da bin ich mir sicher. Heute nach der Behandlung überlegte ich: Wie sah die Front aus? Und während ich noch so dahindachte, sah ich mit einem Mal folgende Szene: Ich renne über eine lange, lange Wiese. Ein Feld, auf dem nichts wächst. Die Kameraden rennen mit. Sie rennen neben mir und hinter mir. Aber ich bin in der ersten Reihe. Mit anderen. Wir haben die Gewehre schußbereit und rennen. Dann sehe ich sie schon in der Ferne: Die Front. Es ist eine lange Mauer. Eine hohe Mauer. Wie die chinesische Mauer, aber aus rotem Ziegelstein. Noch fünfhundert Meter. Noch zweihundert. Noch fünfzig. Zwanzig. Zehn.

Dann stehe ich vor ihr. Ich presse meinen Kopf an die Mauer. Stille. Ich drehe mich um. Niemand hinter mir. Ich drehe mich zur Seite. Niemand. Ich drehe mich zurück nach vorn. Stille. Absolute Stille. Eine Stille, die sich anspannt und zusammenwindet wie das Stück Schustergarn, das Paul Zehler zwischen den beiden weit ausgespannten Händen hält. Was will er uns damit beweisen auf dem Schulhof? Oder ist es ein Spiel, dessen Regeln ich vergessen habe? Ich schaue starr auf das Stück Garn. Dann wird geschossen. Von hinten. Ich werde in der Schulter getroffen und falle hin. Wieder Stille. Niemand da. Der Wind bläst über das ewig lange Feld. Aber warum soll der Krieg danach für mich zu Ende gewesen sein?

Die Ärzte freuen sich, daß ich zu zeichnen beginne. Sie fragen mich nicht, was die verschiedenen Grundrisse bedeuten, die ich entwerfe. Dafür ist es noch zu früh. Sie sehen meine Zeichenversuche als einen Erfolg ihrer Therapie an. Und vielleicht ist es auch ein Erfolg ihrer Therapie. Wer weiß.

Ich entscheide mich gegen den kleinen Schacht, den ich zuerst für die Einzelhaft angelegt habe. Ein kleiner schräger Holzverschlag neben der Aufseherbaracke. Gerade mal ein Mann kann darin stehen. Eine Falltür im Boden ist der einzige Zugang. Eine Stahltür mit schweren Eisenbeschlägen. Es war ein Problem sie überhaupt anzuliefern. Sie kam mit der Eisenbahn aus dem Kaukasus, lag aber mehrere Wochen auf einem kleinen Güterbahnhof herum, bis man sie mit einer Art behelfsmäßigem Flaschenzug auf einen Transporter hieft, der dann die Tür zum Lager brachte. Tür und Türrahmen. Das Problem war nun allerdings, wie verankert man einen Türrahmen aus Stahl in einem trockenen Steppenboden? Die Tür sollte nur den Schacht abschließen, in dem die mit Dunkelhaft belegten Gefangenen ihre Tage absaßen. Und die Lufzufuhr? Ein etwas weiter nach rechts versetztes Gitter. Nein, mit solchen Konstruktionen lieferte ich mich zu vielen Unwegbarkeiten aus. Ich forderte damit Widersprüche geradezu heraus. Und genau das mußte ich vermeiden. Außerdem hatte Lorchen selbst zwei Wochen in einer Art Schacht zugebracht. Nur keine Erinnerungen an ihr eigenes Schicksal. Ihr Schicksal durfte sich nicht mit dem von Hans vermischen, sondern mußte getrennt bleiben. Fein säuberlich. Also

verwarf ich die Idee mit dem Schacht. Die ganze sengende Umgebung wäre nutzlos, wenn durch einen vorhandenen Schacht die Erinnerung an ihren Keller, und damit an den Fisch im Tümpel geweckt würde.

In dem Buch, in dem sich der Schuster nach Amerika aufmacht, hieß es an einer Stelle: "Das Leben entsinnt sich die Realität oft genau gegensätzlich zu unseren Vorstellungen. Dennoch ist das Resultat meist dasselbe." Ein schöner Satz. Also wenn nicht in der Erde, dann eben hoch in den Lüften. Da steht ein großer Affenbrotbaum. Riesig breitet er seine Äste über dem nordöstlich gelegenen Eck des Lagers aus. Sein Stamm reicht hoch in den Himmel, und in vielen Etagen gehen kräftige Äste ab. Man kann sich solch einen Baum gar nicht vorstellen. Die gewaltigste Eiche erscheint verschwindend klein gegen ihn. Oft leben in so einem Baum ganze Affenrudel. Daher auch der Name. Sie leben in dem Baum, bringen ihre Jungen zu Welt, spielen, bauen sich kleine Unterschlüpfе, essen von seinen Früchten, und das alles ohne ihn jemals zu verlassen. Herden von zwanzig, dreißig Stück kann solch ein Baum bequem ernähren. So auch dieser Baum. Natürlich gibt es dort keine Affen mehr. Aber schon lange bevor überhaupt an ein Lager oder an einen Krieg gedacht wurde, hatten die Ureinwohner dieser Steppen- oder Wüstengegend genau diesen Baum als etwas Besonderes entdeckt und ausgewählt. Obwohl ihre Siedlungen weit entfernt sind, kamen sie regelmäßig zu dem Baum, um dort ihre Feste zu feiern. Aus dieser Zeit, noch vor Beginn des Jahrhunderts, stammen auch die schmalen Hütten, die man in das Astwerk gebaut hat. Zu was sie den Ureinwohnern dienten, weiß man nicht mehr genau. Vielleicht suchten sie darin Unterschlupf vor etwaigen Unwettern. Oder die Priester saßen während der rituellen Feiern darin. Mittlerweile haben sich die Äste um das Holz der Hütten gewunden, so daß beide unter dem Blattwerk und den dichten Zweigen fast nicht mehr voneinander zu unterscheiden sind. Im Lager werden die Hütten für die Einzelhaft benutzt. Auf einer langen Leiter muß der Verurteilte auf den Baum steigen und in eine der Hütten kriechen. Anschließend wird diese Hütte von außen verriegelt und die Leiter fortgebracht. Natürlich ist es eine schlimme Strafe. Aber es könnte

schlimmer kommen. Der Baum spendet Schatten und manche der Gefangenen erzählen, daß sie dort oben ganz seltsame Träume hatten. In der Nacht wurde es mit einem Mal hell, und sie konnten über die weite Wüste und die angrenzende Steppe schauen. In der Ferne war ein Meer zu sehen. Und an dem Meer eine große Stadt. Odessa. Der Geruch von gebrannten Mandeln. Süßigkeiten aus Pistazien und Honig. Karamel. Nougat. Große Tonkrüge wurden zum Hafen gebracht und auf die Schiffe verladen. Und fast schien für den auf dem Affenbrotbaum in seiner Einzelzelle träumenden Gefangenen alles nur einen Schritt entfernt. Einen winzigen Sprung. Die dichte Reihe der Händler würde sich hinter ihm sofort wieder schließen. Ein großer Tonkrug stand bereit. Leer. Er schlüpfte hinein. Eifrig banden Hände Schnüre darum und stellten ihn in eine mit Holzwolle gefüllte Kiste. Mit einem Karren wurde die Kiste über die schlecht gepflasterten Straßen zum Hafen gerollt und dort auf ein Schiff gehievt. So wachte der Gefangene am Morgen in seiner Zelle auf und glaubte, er sei in einem Tonkrug, der in einer Kiste im Bauch eines Schiffes über das Schwarze Meer schaukelte. Und dieser Moment des Erwachens in der völligen Dunkelheit der Bretterbude war noch schöner als die freie Aussicht über die Steppe.

Natürlich nicht Odessa. Keine Namen. Keine allzu konkreten Vorstellungen. Obwohl es ja nur der Traum der Gefangenen war. Sie konnten von allen möglichen Städten träumen. Algier, Fez, Kairo, Neu Dehli. Aber so funktioniert die Phantasie nicht. Auch nicht die Erinnerung. Es bleibt ein Name hängen, und über kurz oder lang denkt Lorchen sie müsse nach Odessa, um dort nach Hans zu suchen. Lorchen darf aber niemanden suchen. Sie muß ihren Frieden finden. Sie muß zur Ruhe kommen. Sie muß sich verbunden mit Hans fühlen. Keine Angst mehr um ihn haben. Es gibt dort keine Fische und keine tiefen Gewölbe. Schon das allein wird sie beruhigen. Der Schrecken ist ein fremder. Ein unvorstellbarer Schrecken. Ein Schrecken, der Bedauern auslöst, aber einem nicht das Herz zuschnürt, weil er einen an die eigenen erlebten Grausamkeiten erinnert.

Hans sitzt, wenn es überhaupt einmal dazu kommen sollte, denn er be- trägt sich den Umständen angemessen und nicht als Hitzkopf, vielleicht ein - zweimal im Jahr oben im Affenbrotbaum in einer der Buden. Natür- lich bekommt er nichts zu essen und zu trinken. Aber nach sechsunddrei- ßig Stunden kann er wieder herunter. Und fast kann es einem schön er- scheinen dort oben. Ruhig. Ansonsten ist Hans in der Küche tätig. Er war nicht von Anfang an in diesem Lager. Diese Tatsache füge ich allerdings aus rein persönlichen Gründen ein. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß man fünf Jahre in einem einzigen Lager sein soll. Was macht man dort? Hunderte von Tagen. Tausende von Stunden. Und schließlich muß ich für die Geschichte gradestehen. Am Anfang wurde er oft verlegt. Jetzt ist er seit Mitte 47 dort. Das klingt erträglich.

Meine eigenen fünf Jahre sind schnell vorbeigegangen. Vielleicht waren es sogar mehr als fünf Jahre. Ich wurde in die Schulter getroffen. Das war 43. Ich war an der Front. Dann war der Krieg für mich vorbei. Aber die Wirren dauerten ja noch an. Die Wirren dauerten auch noch über 45 hin- aus. Mitte 47, eher Ende, fing es langsam an, sich zu normalisieren. 48 mußte auch noch viel geregelt werden. 49 starb meine Mutter. Gerade hatten wir einiges geregelt, da mußte ich dann allein wieder alles umän- dern. Und 1950 kam ich dann hier in die Behandlung. Die Zeit vergeht im allgemeinen recht schnell. Sie vergeht auf den Fluren des Krankenhauses und in den Zimmern langsamer, weil sie nicht frei mit der Zeit auf der Straße zirkulieren kann. Dazu sind die Fenster zu dicht. Die hygienischen Maßnahmen zu umfassend. Mit den Viren und Bakterien bleibt die Zeit vor dem Tor. Sie wird von den Straßenschuhen gesprüht und fließt in den Gulli neben dem Petunienkasten. Sie hat die Farbe der rostigen Nägel mit de- nen die Leinenbänder an den Bettgestellen befestigt werden. Die Leinen- bänder halten die Hände der ohne Narkose Operierten fest, damit sie nicht in ihrer Verzweiflung in die Messer der Chirurgen greifen.

In einem Lager liegt die Zeit unbeweglich wie der Himmel über den Bara- cken. Aber seit Ende 48 arbeitet Hans in der Küche. Es gibt dort in der Ge- gend keine Kühe. Aber Ziegen. Und Hans ist dafür zuständig, die Ziegen

zu melken, die Milch abzukochen und anschließend in Eimer und Kanister zu füllen. Sie zu rationieren. Er hat sogar selbst ein eigenes Kühlsystem entwickelt. Aus den paar Spuhlen und Drähten und Transistoren, die dort herumlagen.

"Dann macht er ja dasselbe wie ich? Also fast dasselbe."

"Ja, Lorchen. Ich sag ja, ihr beide..."

Es gab hinter der Aufseherbaracke, in Richtung zur Küche, einen Schuppen, in dem die Milch gelagert wurde. Dort hielt sich Hans oft auf. Wenn er aus dem kleinen vergitterten Fenster sah, konnte er die Äste des Affenbrotbaums sehen. Über die Art der Kühlung wußte Kamerad Diebelsheim leider nichts zu berichten. Er versteht von sowas einfach nichts. Aber durchaus beeindruckend die Apparatur. Jeder Besucher, selbst die nur auf der Durchreise befindlichen Gefangenen, bekam diese Kühlanlage von den Aufsehern stolz vorgeführt. Was für ein Luxus: kühle Milch in der Wüste. Auch Quark machten sie. Und manchmal sogar eine Art Eis. Hans war als erster auf die Idee gekommen, das Mark der Früchte vom Affenbrotbaum mit Milch zu vermischen. Ein Hochgenuß. "Affencocktail", nannten die Gefangenen diesen Nachtisch. Hans selbst hatte das Rezept unter dem Titel "Sorbet à la Odessa" notiert. Nein, nicht noch einmal Odessa. Überhaupt kein einziges mal Odessa. Hans nannte es "Lores Nachttrunk".

Wie war er eigentlich, Hans? Kamerad nennt man schließlich viele. Im Grunde alle, die neben einem mit dem Gewehr in Anschlag in Richtung Front laufen. Wenn man nur einen Augenblick nicht aufpaßt, dreht man sich um und niemand ist mehr da. Zuvor hat man vielleicht eine Nacht in einer Kaserne, noch eine in einem Zug und eine weitere in einem Lager zusammen verbracht. Kaum Zeit, sich etwas zu erzählen. Ein Wagen übergeschnappter SAler. Verkehrt herum die Straße runter. Ballern wie Idioten. Vollgesoffen wahrscheinlich. War denen egal, ob da jemand rumlief. Und dann: Handgranate ins Schaufenster. Über so etwas spricht man nicht. Weiß nicht, wer zuhört. Kennt niemanden. Man raucht. Dann sind die anderen weg. Ist für die der Krieg auch vorbei? Haben die auch einen

Schultersteckschuß? Auch wenn die grobe Skizze des Lagers soweit stand, ich mußte mehr über Hans herausbekommen. Wie war Hans eigentlich?

6. Troja (Ein Aufsatz)

Obwohl es nicht ganz einfach ist, die Geschichte Trojas zu erzählen, werde ich es versuchen. Troja hatte sieben Leben. Wie eine Katze. Ich weiß nicht, ob es ein Vorzug ist, sieben Leben zu besitzen, denn es heißt nichts anderes, als daß man sieben Mal sterben muß. Ich war ein einziges Mal gestorben. Und das noch nicht einmal richtig. Ein Schuß in die Schulter, davon hört kein Krieg auf. Hört er doch auf, so stimmt etwas nicht. Was nicht stimmt, muß man versuchen, herauszubekommen. Mit Strom.

Die verschiedenen Götter, Helden und Herrscher, die in der Geschichte Trojas eine entscheidende Rolle spielen, haben oft schwierige und ähnlich klingende und deshalb leicht zu verwechselnde Namen. Ich werde deshalb versuchen, zumindestens wo dies möglich ist, gleich die richtigen Namen zu nennen. Troja selbst besaß viele verschiedene Namen. So viele Namen wie Leben. Kann man sagen, daß etwas mehrere Leben besitzt, das nach jedem Leben seinen Namen ändert? Auch war und ist Troja für jeden etwas anderes. Schon für jedes Volk ist Troja etwas anderes. Wie dann erst für jeden einzelnen Menschen. Auch wenn man die genaue Lage von Troja mittlerweile bestimmt hat, mag Troja auch ganz woanders gelegen haben. Das ist durchaus möglich. Ein geschecktes Nilpferd legte sich auf der Stelle nieder, an welcher die Stadt gegründet werden sollte. Zuerst war Troja nur ein Lager. Dann eine Burg. Später sollte es zur Stadt werden. Dazu brauchte man eine Mauer. Eine Stadt wie es sie hier auch gibt. Nur mit einem Nilpferd. Onkel Hans aus Bochum war der Herrscher dieser Stadt. Er war der uneingeschränkte König und seine Macht kannte kein Ende. Er wollte die erste Mauer um Troja bauen.

Heinrich Schliemann hat Troja nur gefunden, weil er den alten Schriften glaubte. Als Junge war er ein einfacher Matrose. Er fuhr zur See. Einmal kam das Schiff, auf dem er angeheuert hatte, in Seenot. Es kenterte und ging unter. Schliemann konnte sich nur retten, indem er in ein Faß kroch. In diesem Faß wurde er über das Meer getrieben. Nach Tagen warf in schließlich eine Welle an Land. Er war danach ein anderer Mensch. Viel-

leicht dachte er an die Geschichte des Trojanischen Pferdes. Vielleicht an die Flucht aus dem Lager über den Hafen von Odessa. Vielleicht konnte er sich gar nicht mehr erinnern, wer er war.

Alles dreht sich um dich, wenn sie die Elektroden anschließen. Es geht rauf und runter. Wenn die Behandlung vorbei ist, werde ich in ein Zimmer gebracht. Aber ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich liege auf der frisch überzogenen Liege. Wenn ich denke, ich müßte jetzt aus einem Faß steigen, oder aus einem hölzernen Pferd, und gleich dastehen und wissen, wohin ich zugehen habe, dann wird mir schwindlig. Es würgt mich dann. Der Gedanke, der Heinrich Schliemann beschäftigte, war nicht so sehr Troja, wie vielmehr die Ankunft in Troja. Vom Meer angespült werden und von Ferne die herrliche Stadt zu erahnen. Also wälzte er sich im Schlamm und lachte. Er war ein neuer Mensch. Er heiratete eine junge Griechin. Jetzt mußte er nicht mehr auf alle Friedhöfe gehen und deren Gräber auswendig lernen und vor dem Schlafengehen memorieren. Er war frei. Er grub sich in den Sand wie ein Maulwurf. Die Schichten waren ihm egal. Nur tiefer und tiefer. Alle Münzen, Kelche und Kettenhemden warf er durcheinander auf einen großen Haufen. Sie wurden später in schweren Holzkisten nach Berlin transportiert. In anderen Kisten kamen Scherben nach. Eine Flut von Scherben. Mehr Scherben als der Krieg zustande brachte. Mein Krieg.

Lorchen sagt, ihre Cousine habe während des Fliegeralarms die schweren Kisten in den Keller getragen. Obwohl sie im fünften Monat schwanger war. Kisten voller unnummerierter Scherben, die niemand mehr sehen will. Kein Museum der Welt will diese Scherben. Aber Lorchens Cousine hat sie gerettet. Oben fielen schon die Schränke umeinander. Die Glasvitrinen zersprangen vom Luftdruck der Explosionen. Aber sie schleppte sich noch einmal die Treppen hoch. Allein im Institut. Sie verlor das Kind drei Tage später. Der Vater, ihr Verlobter, blieb im Feld. Er wurde Staub. Man fand ihn nicht. Nichts von ihm. Die Holzkisten mit den Scherben stehen noch genau an demselben Platz, wo sie Lorchens Cousine abgestellt hat. Ihr Junge wäre jetzt schon fünf. Er käme bald in die Schule. Seine Mutter

hätte ihm den Namen Priamos gegeben. Das heißt "Ich kaufe". Scherben gegen Kind. Aber so war es genau umgekehrt. Und dann ist noch nicht einmal eine Medaille für sie dabei herausgesprungen. Sie ist Sekretärin. Manchmal erzählt sie ihre Geschichte bei Rundgängen. Aber es gibt nur wenig Rundgänge. Niemand interessiert sich für Scherben, wenn er selbst genug Scherben hat.

Die wahre Geschichte Trojas beginnt jedoch viel früher. Sie beginnt mit Onkel Hans. Eines schönen Tages entschließt sich Onkel Hans, eine Mauer um Troja zu bauen. Nun kennt sich Onkel Hans aber nur mit Oberschenkelknochen aus. Er kann kleine Jungen, denen er seinen Namen leiht, gegen ihre Klassenkameraden aufhetzen und sogar dazu bringen, daß sie die Eltern ihrer Banknachbarn denunzieren. Viel mehr kann er jedoch nicht. Er war nie Soldat. Versteht nichts von Gleichstrom. Weiß nicht, was Erinnerung ist. Lebt nur gerade so dahin. Und macht, was ihm einfällt. Er will also eine Mauer bauen, ohne zu wissen, wie man eine Mauer baut. Der Bau einer Mauer ist eine äußerst schwierige Angelegenheit. Das geht nicht ohne weiteres. Eine Mauer muß hoch sein und gerade und einiges aushalten. Man muß zum Beispiel dagegenrennen können, ohne daß sie umfällt. Sie muß hoch genug sein, daß man nicht einfach darüberspringen kann. Man darf nicht sehen, was dahinter geschieht. Alles das wollte Onkel Hans auch.

Zur selben Zeit machten meine Eltern gerade Urlaub in Troja. Sie waren auf Hochzeitsreise. Jeden Tag machten sie lange Spaziergänge. Die frische Luft tat meine Mutter gut. Mein Vater zeigte ihr die seltenen Pflanzen. Eines Tages stand Onkel Hans gerade vor seiner Stadt. Er stellte wieder einmal ein paar Messungen an wegen der Mauer, konnte aber einfach keine vernünftige Konstruktion zustande bringen. Da kamen meine Eltern vorbei. Sie waren inzwischen braun gebrannt und meine Mutter trug ein gestreiftes Strandkleid. Onkel Hans grüßte höflich und fing ein unverbindliches Gespräch an. Schließlich fragte er meinen Vater, ob er sich nicht etwas dazu verdienen wolle. Mein Vater wußte erst nicht so recht. Schließlich waren sie auf Hochzeitsreise. Aber meine Mutter sagte: Mach doch.

Also willigte er ein. Als erstes nahm er das gescheckte Nilpferd von Onkel Hans und führte es in eine abgelegene Schlucht, wo es weiden konnte. Dann baute er die Mauer. Obwohl er kein gelernter Maurer ist, wurde die Mauer genau so wie eine Mauer zu sein hat. Sie war sehr stabil. Als er den letzten Stein verspachtelt hatte, wollte er seinen Lohn. Aber Onkel Hans sagte, er hätte das mit dem Geld nur so dahingesagt. Da wurde mein Vater sehr wütend. Er zerrte ihn hinter die Mauer und gab ihm vier Schläge in den Bauch. Aber das war noch lange nicht alles. Er ging zu der Schlucht, in der das Nilpferd weidete und versetzte dem Tier mit einer Taschenlampenbatterie einen Stromstoß. Normalerweise war das Nilpferd immer ganz ruhig und zufrieden. Aber mit einem Mal lief es über das Land von Onkel Hans und spuckte Meerwasser auf den Boden, damit nichts mehr wachsen konnte. Keine Pfeile und keine Gewehr - oder Pistolenkugeln konnten seine fast vier Zentimeter dicke Haut durchdringen. Und das Tier war unermüdlich. Es lief von Ost nach West und von Nord nach Süd. Und überall spuckte es das Salzwasser hin. Onkel Hans wußte sich schließlich keinen Rat mehr. Also bat er meine Mutter, sie solle sich hinstellen und ihren Rock heben und ihre Schenkel zeigen, um auf diese Weise das Nilpferd abzulenken. In Wirklichkeit wollte er, daß das Nilpferd meine Mutter fressen sollte. Meine Mutter hatte etwas getrunken und deshalb machte sie, was Onkel Hans ihr sagte.

Schon bald kam das Nilpferd. Es kam immer näher und riß dabei das Maul so weit auf, daß ein ein Meter zwanzig großes Kind darin Platz gehabt hätte. Gerade wollte es in die Oberschenkel meiner Mutter beißen, als mein Vater vorbeikam. Er hatte meine Mutter schon gesucht. Als er sah, was da vor sich ging, überlegte er nicht lange, sondern sprang geradewegs in das offene Maul des Nilpferds. Drei Tage und drei Nächte kämpfte er in dem Bauch des Nilpferds. Schließlich hatte er es besiegt.

Wieder tat Onkel Hans so, als sei das alles völlig normal. Kein Wort des Dankes. Nichts. Mein Vater hatte leider keine Zeit, weil er einberufen wurde und nach Afrika mußte, um dort Dörfer mit seinem Jeep niederzuwalzen. Onkel Hans versprach, meine Mutter nach Hause zurückzubringen.

Aber das tat er nicht. Mein Vater fuhr nach Afrika. Das besiegte Nilpferd nahm er mit. Meine Mutter mußte bei Onkel Hans in Troja bleiben. Als mein Vater aus dem Krieg nach Hause zurückkam, war meine Mutter nicht da. Sofort wußte er, daß Onkel Hans sie bei sich in Troja behalten hatte. Schnell trommelte er seine Kameraden vom Afrikafeldzug zusammen. Sie liehen sich ein Schiff und einen Jeep und fuhren nach Troja, um meine Mutter zurückzuholen. Aber die Sache war sehr schwierig. In Afrika war alles ganz flach. In Troja gab es jedoch eine unüberwindbare Mauer. Mein Vater ärgerte sich, daß er so dumm gewesen war, diese Mauer selbst zu bauen. Er fuhr ein paar Mal mit dem Jeep dagegen. Aber die Mauer blieb stehen. Seine Kameraden rannten mit großem Geschrei vom Schiff herunter, über den Strand und das Land hinauf. Aber sie wurden alle von Onkel Hans erschossen. Da kam mein Vater auf eine Idee. Er löste den Anker und ließ das Schiff zurück auf das Meer treiben. Dann zog er die Nilpferdhaut an, die er noch bei sich trug und schlich so verkleidet in der Nacht zur Stadtmauer. Als Onkel Hans am nächsten Morgen aus dem Fenster schaute, sah er in weiter Ferne das Schiff auf dem Meer davONSEGELN. Vor der Mauer aber stand ein geschecktes Nilpferd. Er rief meine Mutter und sagte zu ihr: "Dein Mann ist abgereist. Und wieder ist ein geschecktes Nilpferd gekommen. So wie bei der Gründung der Stadt. Das ist ein gutes Zeichen." Er holte Sekt und stieß mit meiner Mutter an. Dann wurde das Tor geöffnet und mein Vater trabte als Nilpferd verkleidet mitten in die Stadt hinein. Onkel Hans kam und strich ihm über die dicke Haut. Er ließ ihm ganz viel Stroh bringen und Reste vom Sauerbraten. Mein Vater legte sich hin und aß. In der Nacht aber, als alle schliefen, schlüpfte er aus der Nilpferdhaut und schlich in das Haus von Onkel Hans. Der schlief neben meiner Mutter. Er boxte ihm viermal in den Bauch. Dann nahm er meine Mutter bei der Hand, und sie liefen zusammen zum Strand hinunter. Dort hatte er seinen Jeep unter Ästen und Zweigen versteckt, so daß sie über Land heimreisen konnten.